

Ulrich, Bernd: *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933*. Essen: Klartext Verlag 1997. ISBN: 3-88474-590-5; 342 S.

Rezensiert von: Manfred Hettling, Universität Bielefeld

Wo ist die Wahrheit über den Krieg? - so lautete der plakative und polemische Buchtitel eines französischen Autors 1932. Er bezog sich damit auf eine heftige Debatte über die mögliche Darstellung des Krieges, des Kriegserlebnisses, die in den 1920er und 30er Jahren in den europäischen Nachkriegsgesellschaften geführt wurde. Jean Norton Cru attackierte jene Kriegsgeschichten, die das Geschehen aus einer Perspektive „von oben“, aus der Sicht der Generalstäbe, der staatlichen Führungen, beschrieben. Dem stellte er die „Wahrheit“ des Schützengrabens, des unmittelbar in das Geschehen hineingestellten Soldaten entgegen. Der eigentliche, der wahre Krieg waren für ihn das Leben und die Erfahrungen der Frontkämpfer, der unteren Ränge bis höchstens zum Hauptmann.

In der Auseinandersetzung über den Ersten Weltkrieg wurde damit von Publizisten und Historikern ein theoretisches Problem formuliert, das in der Literatur seit langem geschildert worden war - etwa in Stendhals „Kartause von Parma“ oder Tolstois „Krieg und Frieden“. In der polemischen Entgegenstellung desjenigen, der nicht am Geschehen beteiligt ist, und deshalb einen allgemeinen „Überblick“ hat gegenüber dem mitten im Geschehen stehenden, der zwar nur einen kleinen Abschnitt überblickte, aber deshalb zur „Einsicht“ in das Wesen des Krieges kommen konnte, verdingte sich in den 20er und 30er Jahren die öffentliche Debatte über den Weltkrieg.

In diesen Kontroversen wurde immer wieder die Aura des Augenzeugen beschworen, wurde die Legitimation der Sprecher bekräftigt, die sagen konnten, „ich war dabei“. Auch Hitlers Kriegskapitel in „Mein Kampf“ bezieht sich auf diese mythische Qualität beanspruchende Eigenschaft des Frontkämpfers. Die Suggestionskraft dieser direkten physischen Teilhabe am Krieg - die „Salbung“ durch den Schlamm des Schützengrabens

und die Stahlgewitter - findet man in allen politischen Lagern, von Ernst Jünger über Erich Maria Remarque bis hin zu Edlef Koeppen. Und - den Rekurs auf den Augenzeugen, auf das Besondere des Dabeigewesenseins, findet man in allen Formen, in denen über den Weltkrieg geredet wurde. Sowohl Film und Literatur, aber auch historische Darstellungen und öffentliche Gedenkreten und politische Deutungen stützten sich immer auf diese Aura der Augenzeugen. Alles Reden über den Krieg, so sehr es auch in nationale oder völkische - oder auch pazifistische - Deutungen und Sinnstiftungen mündete, rekurrierte auf diese subjektive Perspektive. Damit wurden Feldpostbriefe zu einer privilegierten Quellengattung, zu einer millionenfach vorhandenen, gleichsam sakralisierten Stimme des ursprünglichen und wahren Krieges.

Während eine - bisweilen theoretisch naiv argumentierende - neuere Militärgeschichte oft meinte, in den Feldpostbriefen die Wahrheit des einfachen Mannes, des Krieges „von unten“ zu finden, zeigt Bernd Ulrich in seiner brillanten Arbeit die politischen, sozialen und kulturellen Bedingungen, in denen die Feldpostbriefe entstanden. Indem er die Feldpostbriefe als historische Quellengattung analysiert, legt er die gesellschaftliche Konstruktion des gesprochenen Krieges dar. Jedes Reden über den Krieg, auch der blutbesudelte Brief aus dem Schützengraben, bietet nur Interpretationen und perspektivisch gefilterte Ansichten.

Noch am geringsten zu veranschlagen hinsichtlich der gesellschaftlichen Kodierungen und Prägungen dürfte der direkte Einfluß der militärischen Zensur und Überwachung sein. Nicht nur, weil erst im Verlauf des Krieges ein System der Kontrolle und Sanktionierung entwickelt wurde, und nicht nur, weil die Anleitungsversuche der militärischen Institutionen an die Soldaten, wie die Briefe zu schreiben seien, oft eher hilflos wirken. Detailliert kann Ulrich zeigen, wie sehr von Anfang vielfältige Interessen und Beeinflussungsversuche auf die brieflichen Kontaktflüsse zwischen Front und Heimat einwirkten, ohne jedoch die Meinungsbildung grundlegend kanalisieren zu können. Oft haben sie sich geradezu gegenseitig blockiert und aufgehoben.

Nicht zuletzt deshalb, weil von Anfang

an auch die militärische und politische Führung zwei konträre Ziele verfolgte: einerseits die Steuerung, oder zumindest Kontrolle und Filterung des brieflich Geschriebenen, andererseits die propagandistische Nutzung des dann als authentisch beschworenen Feldpostbriefes. Damit erwies sich die myriadenhafte Vielfalt der subjektiven Stimmen mit der Zeit als weder authentisch noch als kontrollierbar. In dieser Sperrigkeit liegt nicht zuletzt bis heute der Quellenwert und Reiz der Gattung „Feldpostbriefe“. Ulrich legt die Bemühungen der militärischen und politischen Exekutive, die öffentliche Meinung während des Krieges steuern zu wollen, als gescheiterte Sisyphusarbeit dar.

Nur zu loben ist sein Zugriff, den Konstruktionsprozeß des „Authentischen“ sowohl während des Krieges als auch in der Nachkriegszeit zu untersuchen. Dadurch werden Kontinuitäten und Parallelen sichtbar, aber auch allmähliche Veränderungen in der Bilder- und Sprachwelt, mit der über den Krieg geredet wurde. Denn hierin besteht der zweite große Ertrag des Buches. Neben der Analyse der sozialen und kulturellen Entstehungsbedingungen bietet die Arbeit in weiten Teilen auch eine Wahrnehmungs- und Deutungsgeschichte des Kriegserlebnisses. Im Wechselspiel von individuellen Wahrnehmungen und sozialen Erwartungen zwischen Front und Heimat schält sich - jenseits des alten Streits, ob es 1914 eine allgemeine Kriegsbegeisterung gab oder nicht - allmählich eine Verschiebung der kollektiven psychischen Dispositionen und Einstellungen heraus. Im ersten Kriegsjahr scheinen die Topoi von „Begeisterung“ und nationaler Emphase relativ breite Zustimmung und Akzeptanz gefunden haben (wobei man dahingestellt lassen kann, inwiefern sie geglaubt wurden, oder vielleicht nur geglaubt werden wollten). Der soziale Typus, der dieser Qualität entsprach, war der „Kriegsfreiwillige“, der denn auch in dieser Zeit zum bevorzugten Autor für veröffentlichte Briefe wurde. Seit 1915 dann hat sich ein Wandel vollzogen, wurde mehr und mehr eine kriegerische Logik von Pflicht, Willen, Charakter ausgebreitet und inszeniert. Der im „Stahlbad“ gehärtete „Kämpfer“, der von Jünger als Landsknecht beschriebene Soldat, wurde mehr und mehr

zum prototypischen Soldatenbild.

In diesen Veränderungen der mentalen Wahrnehmungsmuster dürfte einer der Gründe zu finden sein, daß sich zugleich über den Krieg klagen ließ, jedoch bis Sommer 1918 kaum Auflösungserscheinungen im Heer feststellen lassen. Der Krieg wurde, das arbeitet Ulrich präzise heraus, mehr und mehr zu einer Sache der Nerven, er erforderte „starke Nerven“ - das wurde zur erforderlichen Qualität für „starke Männer“. Die Kriegszitterer und andere Formen des psychischen Zerbrechens am Krieg wurden deshalb zeitgenössisch als besondere Bedrohung wahrgenommen - und eingehend untersucht und öffentlich nach Möglichkeit verdrängt. Gerade in diesen Passagen öffnet die Studie völlig neue Perspektiven, indem sie die zeitgenössische Kriegspsychologie ausführlich mituntersucht.

In der Veränderung der kollektiven psychischen Muster, der „Züchtung“ einer Haltung der Willensstärke, der Charakterformung über unmenschliche äußere Bedingungen hinweg, dürfte einer der langfristig folgenreichsten und bisher kaum untersuchten mentalen Folgewirkungen des Weltkrieges gelegen haben. Trotz der schnellen Auflösung des Heeres im Winter 1918 könnte hier ein Faktor zu finden sein für die Imprägnierung der zivilen Gesellschaft mit im Weltkrieg entstandenen spezifischen militärischen Einstellungen. Denn dadurch verschoben sich Anforderungen an die Bildung einer individuellen „Persönlichkeit“, wurde das alte zivile Ideal kriegerisch aufgeladen. Ernst Jünger wäre hierfür „Augenzeuge“ und Interpret gleichermaßen. Jede Arbeit, die zukünftig derartigen kulturgeschichtlichen Fragen nachgeht, wird auf Bernd Ulrichs Studie zurückgreifen müssen.

Als Fazit bleibt: auch hier findet man nicht die „Wahrheit“ über den Krieg - aber ein beeindruckendes Maß an gut geschriebenem Problembewußtsein und reflektierter Erkenntnis. Im Westen nicht Neues? - aber hier ist eine Kulturgeschichte des Weltkrieges entstanden!

Manfred Hettling über Ulrich, Bernd: *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933*. Essen 1997. In:

